

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Afrika

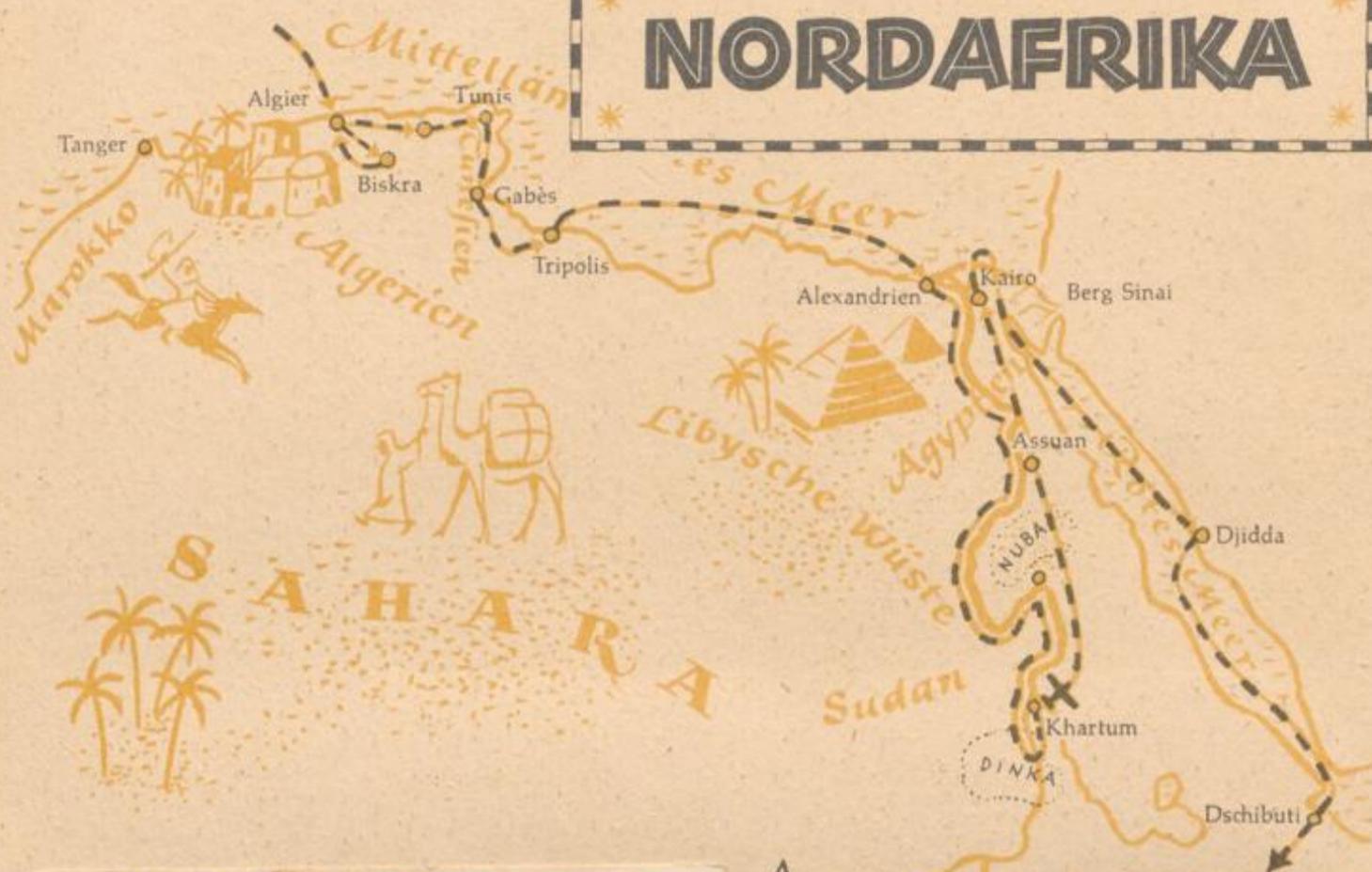
Hansen, Jürgen

Hamburg, 1952

Nordafrika

[urn:nbn:de:bsz:31-359311](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359311)

NORDAFRIKA



Algier. — Hier begann mein Reiseabenteuer, und wenn ich heute auf die vergangenen Monate zurückblicke, so kann ich nur mit dem Kopf schütteln. Es war eine waghalsige Reise, und immer wieder träume ich von dem Smutje meines Schiffes, der mir bei meinem ersten Landgang in Algier zugerufen hatte: „Wenn es dunkel wird, mußt du wieder zurück sein. Wir lichten gegen Mitternacht die Anker. Der Kapitän wartet nicht!“

Na ja, dachte ich, da habe ich ja noch beinahe zwölf Stunden Zeit, mir Algier anzusehen. Wer weiß, wann hier die „Oldenburg“ wieder mal vor Anker geht.

Eine Barkasse brachte mich an Land.

Vergnügt schlenderte ich in die Stadt. Hier hatte ich mir die Häuser und Straßen allerdings ganz anders vorgestellt. Die Geschäftshäuser, die ich sah, konnten ebensogut in Hamburg oder Bremen stehen. Die modernen mehrstöckigen Hochhäuser mit den davor parkenden schnittigen Autos erweckten in mir das Bild einer europäischen Stadt. Deshalb zog ich weiter über die breiten Straßen, die vom Hafen in die Altstadt führten. Mit einem Male zeigte sich mir das bunte Leben einer Seitenstraße, die in das Stadtviertel der Eingeborenen führte. Es war eine kleine Gasse, so dicht bevölkert, daß man kaum mit einem Handkarren hindurchkommen konnte. Ab und zu sah ich Häuserwinkel, in denen marokkanische Korbflechter an der Arbeit waren.

Vor einem Verkaufsstand, an dem ein alter Marokkaner Tongefäße feilbot, hatten sich viele Eingeborene versammelt; aber sie kümmerten sich wenig um die Auslagen des Händlers, sondern beachteten mehr das beschauliche Treiben eines greisen Mannes, der seiner primitiven Palmholzflöte wundersame Töne entlockte.

Vor ihm, in einem Korb, bewegte sich anscheinend im Rhythmus der eintönigen Melodie eine Schlange. Ich jedoch machte



die Feststellung, daß diese nicht der Melodie, sondern vielmehr den schaukelnden Bewegungen des Mannes folgte. Es mußte eine große Sache sein, die der alte Marokkaner seinen Landsleuten vorführte, denn überall sah ich aufmerksame Gesichter.

Die Sonne brannte so sehr, daß ich meinen Pullover auszog und nur mit einem Turnhemd bekleidet weiterging.

Hier gab es schöne Teppiche zu bewundern, dort sah ich, wie Kinder einer alten Frau Melonen aus dem Korb stahlen. Ein paar Mark hatte ich noch in der Tasche. Dafür wollte ich mir einen kleinen Lederbeutel als Andenken anschaffen. Aber niemand kannte unser Geld, und kein Mensch wollte mir dafür etwas verkaufen. Die Sprache der Leute war mir fremd; ich hätte viel darum gegeben, sie zu verstehen.

Ich kam nun bald wieder in die Hafengegend. In einer Kneipe, nahe dem Barkassenliegeplatz, schien es besonders lustig zuzugehen. Seeleute aus allen Nationen waren hier vertreten. Und als richtiger Seemann, so dachte ich mir, muß man wohl auch eine Kneipe in Algier besucht haben.

So trat ich in einen halbdunklen Raum, der voller Tabaksqualm war. Es roch nach Fusel. Der Wirt stürzte sofort auf mich zu. „Oh – deutscher Seemann –, willkommen bei Hadschi Halem“, so redete er mich an. Er hatte mich Seemann genannt. Darauf war ich natürlich sehr stolz.

Hadschi Halem schob mir ein Glas Schnaps zu. Puh – das war ein Zeug, so scharf wie Knoblauch. Und ich bekam noch ein Glas und immer mehr von dem Schnaps. Bald hörte ich nur noch den Gesang der Seeleute. Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit einem fürchterlich brummenden Schädel auf einem schmutzigen Hof. Ich mußte lange gelegen haben, denn meine Glieder waren schon ganz steif.

Was war passiert? In der Ecke sah ich meinen Pullover liegen, und sofort erinnerte ich mich wieder an alles. So schnell ich konnte, stürmte ich zur Barkasse, die mich zur „Oldenburg“ bringen sollte.

Aber das Rennen hätte ich mir ersparen können. Mein Schiff hatte ja um Mitternacht die Anker gelichtet und war nach Tripolis weitergefahren.

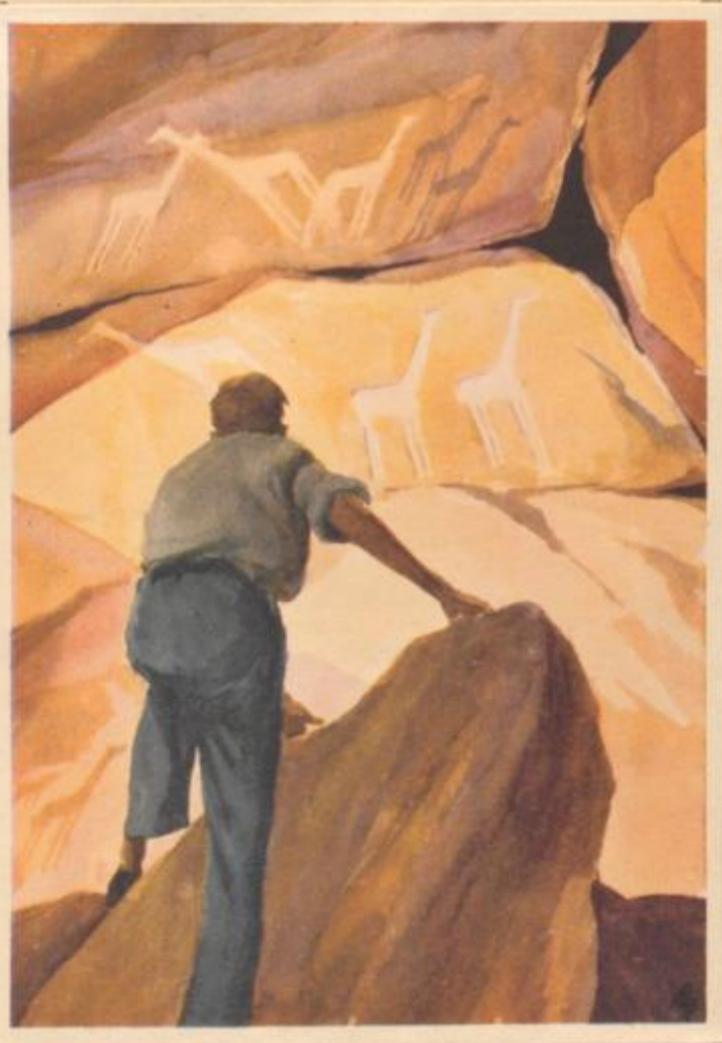
Nun war guter Rat teuer. Auch keinen Pfennig Geld besaß ich mehr. Halem, dieser Schuft, hatte mich betrunken ge-

macht und mir dann mein ganzes Geld abgenommen. Ich erkundigte mich, wann das nächste deutsche Schiff in Algier eintreffen würde. Damit wollte ich dann der „Oldenburg“ nachreisen. Auf der Heuerstelle am Hafen sagte mir der Heuerbaas: „Deutsches Schiff – in drei Wochen.“ So lange konnte ich nicht warten. Ich beschloß, auf eigene Faust nach Tripolis zu trampeln.

Es ist sehr schwer für mich zu berichten, was ich während der kommenden Stunden und Tage empfand. Ein gemischtes Gefühl von Heimweh und Abenteuerlust hatte mich gepackt.

In der Heuerstelle fand ich eine Karte von Afrika, auf der die wichtigsten Eisenbahnlinien und Straßen eingezeichnet waren. Nachdem der Heuerbaas weggegangen war, riß ich kurzerhand die Karte von der Wand und

steckte sie in meine Hosentasche. Bald stellte sich der Hunger ein, und ich marschierte zurück in die Stadt, ins Eingeborenenviertel. Dort hatte ich bei meinem ersten Besuch einen Brunnen gesehen, den ich gegen Mittag wieder fand. Ein paar Frauen schöpften in großen Tonkrügen das Wasser mit einem Hebel-





arm aus der Tiefe. Ich trank an diesem Tag so viel Wasser, wie nie zuvor. Mein Rücken begann zu schmerzen. Er war am vergangenen Tage, als ich nur mit einem Turnhemd bekleidet durch die Straßen schlenderte, von der Sonne so verbrannt, daß sich die Haut löste. Dazu begann ich noch fürchterlich zu schwitzen. Mir wurde klar, daß ich eine große Dummheit gemacht hatte. Aber durch Schaden wird man ja bekanntlich klug. Schließlich müssen die Eingeborenen es ja besser wissen. Sie tragen zum Schutz gegen die Sonne lange überhängende Mäntel in verschiedenen Farben, sogenannte Burnusse. Zudem trinken sie nur mäßig, um nicht zu schwitzen.

DIE WÜSTE LOCKT

Dort, wo das Eingeborenenviertel zu Ende war, dehnten sich riesige Grünflächen. Hier – an der Ausfallstraße nach Biskra im Atlas-Gebirge – betrieb ein Engländer eine Dattelhandlung. Mit ein paar englischen Brocken machte ich ihm verständlich, daß ich gern arbeiten wolle, um mir etwas Geld zu verdienen. Er sagte: „All right, boy“, und dann erklärte er mir, daß ich gleich nach Biskra mit einer Autokarawane fahren könne, um eine Ladung Datteln zu holen. Biskra liegt ungefähr 400 Kilometer von Algier entfernt.

Die Straße, auf der sich noch am gleichen Nachmittag unsere Autokolonnen in südlicher Richtung bewegte, konnte kaum als Weg bezeichnet werden. Das Gebirge wurde immer steiler. Auf halbem Wege, mitten auf einem Hochplateau, hatte einer unserer Wagen plötzlich Reifenpanne. Die mußte also erst behoben werden. Die Reparatur nahm so viel Zeit in Anspruch, daß ich mich inzwischen genügend in der Gegend umsehen konnte. Auf keinen Fall aber wollte ich wieder den Anschluß verpassen, denn dann wäre mein Schicksal besiegelt gewesen.

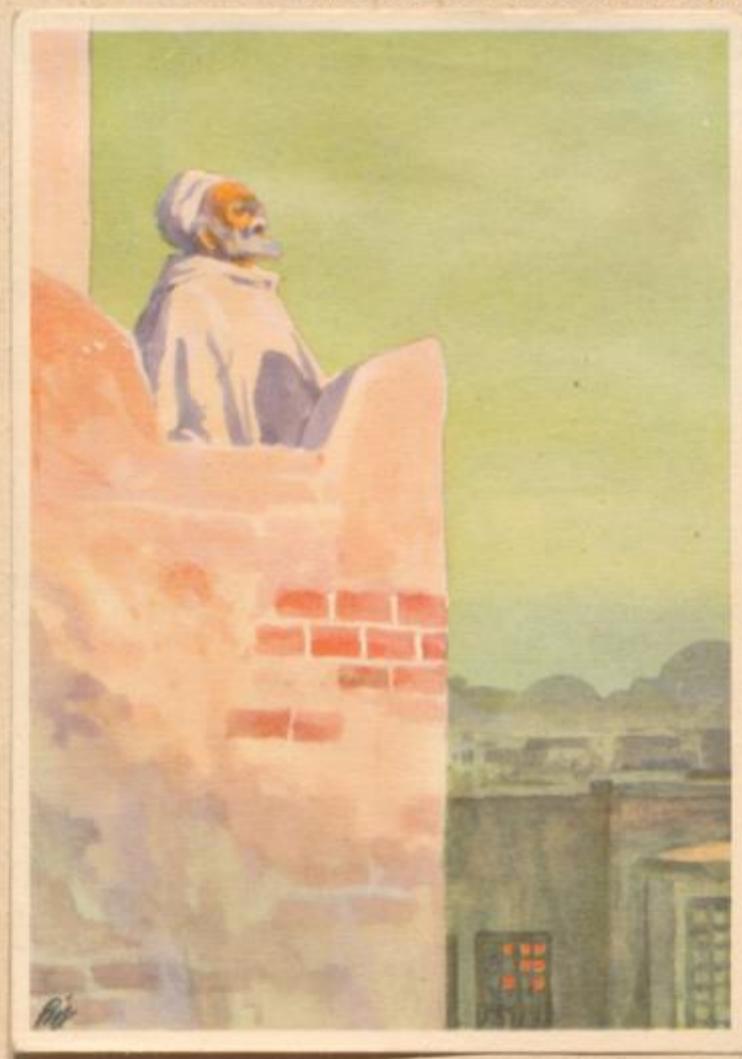
Einige hundert Meter von unserer Reiseroute entfernt, führte ein steiler Abhang in ein Tal. Da entdeckte ich eine Höhle, die wildromantisch aussah und früher einmal ein Wohnraum gewesen sein mußte. Die Wände zeigten sonderbare, eingemeißelte Schriftzeichen, und am Boden lagen Steine, in denen trichterförmige Löcher eingehauen waren. Hier mußten einmal vor vielen tausend Jahren die Vorfahren

der Eingeborenen gelebt haben. Die Sahara, vor allem aber auch das Gebiet um Biskra, war vor ungefähr 6000 Jahren fruchtbares Land, auf dem Ackerbau und Viehzucht getrieben wurden. Das hatte ich schon in der Schule gelernt. Natürlich dachte ich in diesem Augenblick nicht daran. Mein Interesse galt vielmehr zwei Schlangen, die anscheinend einen kleinen Streit austrugen.

Meine Betrachtungen wurden durch das Hupen der Wagen unterbrochen. Die Reparatur war also beendet und ich eilte schleunigst zurück.

Die Nacht brach herein. Die Scheinwerfer unserer Autos gaben der wildzerklüfteten Landschaft ein gespenstisches Aussehen. Ich stellte mir vor, wie es sein würde, wenn plötzlich Räuber hinter Felsblöcken hervor galoppierten, um unsere Kolonne

gefangenzunehmen. Mein Chef, der Engländer, bei dem ich im Wagen saß, erzählte mir von einem Überfall, der sich erst kürzlich ereignet hatte. Zwei von seinen Leuten seien erschossen worden, sagte er mir. Man müsse immer auf der Hut sein. Ich hatte meinen Boß immer mit „Sir“ angeredet. Aber bald sagte er mir:





rück zu Tom, der in einer riesigen Vorhalle vor herrlichen Speisen saß und tüchtig zulagte. Für mich war ein Kissen auf den Boden gelegt worden, und eine verschleierte Marokkanerin bedeutete mir, mich hinzuhocken. Stühle gab es hier nicht, und Tische waren ebenfalls nicht vorhanden. Vor mir standen auf großen Schalen verschiedene Gerichte: Hammel, Hühner und Tauben, dazu gab es Mandeln, Datteln und Nüsse. Ich aß, was ich nur schaffen konnte. Dann versteckte ich noch, ohne daß Tom etwas bemerkte, ein Stück Hammelfleisch in meinem Burnus. Für alle Fälle, dachte ich mir.

Nachdem wir ausgiebig gegessen hatten, wurden wir in ein Schlafgemach geführt, in dem die kostbarsten Teppiche und viele Decken lagen, auf denen wir es uns bequem machen konnten. Ach,

„Du kannst ruhig Tom zu mir sagen. Wir sind Europäer und müssen zusammenhalten. Bei den Marokkanern weiß man nie so recht, was sie im Schilde führen.“ Tom war ein famoser Kerl. Er gab mir einen Burnus, den ich von nun an immer trug. Dieser diente mir nachts als Decke und am Tage als Sonnenschutz. Wir näherten uns Biskra. Schon von weitem erkannte ich Lagerfeuer und die Silhouetten vieler Beduinenzelte. Als wir in Biskra ankamen, glaubte ich an einen Überfall. Wie sich aber herausstellte, schossen die Eingeborenen zur Begrüßung nur mit ihren Gewehren in die Luft. Tom war hier sehr beliebt.

Biskra ist ein kleiner Ort inmitten eines großen fruchtbaren Gebietes mit vielen Dattelbäumen. Ein kleiner See spendet Wasser für das Vieh und genügend Feuchtigkeit für den Acker. Einige aus Felsbrocken gebaute Häuser gehörten einem wohlhabenden Marokkaner. Auch der größte Teil der Dattelplantagen war sein Eigentum.

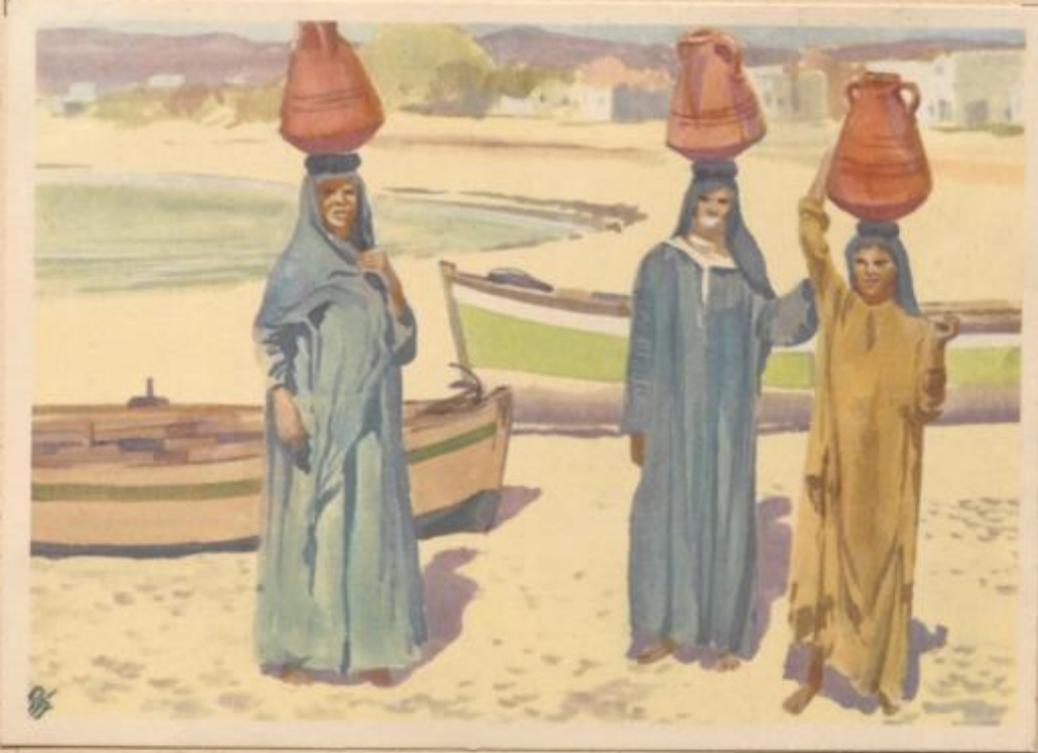
war das eine herrliche Nacht! Nur war sie leider zu kurz. Tom weckte mich, als die Sonne schon hoch am Horizont stand. Die Eingeborenen hatten die Kisten bereits auf die Wagen gepackt, und die Fahrt – zurück nach Algier – konnte beginnen. Bei Nacht war ich in Biskra angekommen, und bei Tage sah ich mit aller Deutlichkeit, wie schön dieser Ort war. Nicht nur Dattelplantagen, sondern auch große Olivenhaine und Palmen gab es dort. Tom und ich bedankten uns für die Gastfreundschaft. Ich murmelte ein paar englische Worte, die der Marokkaner sicher nicht verstanden hat.

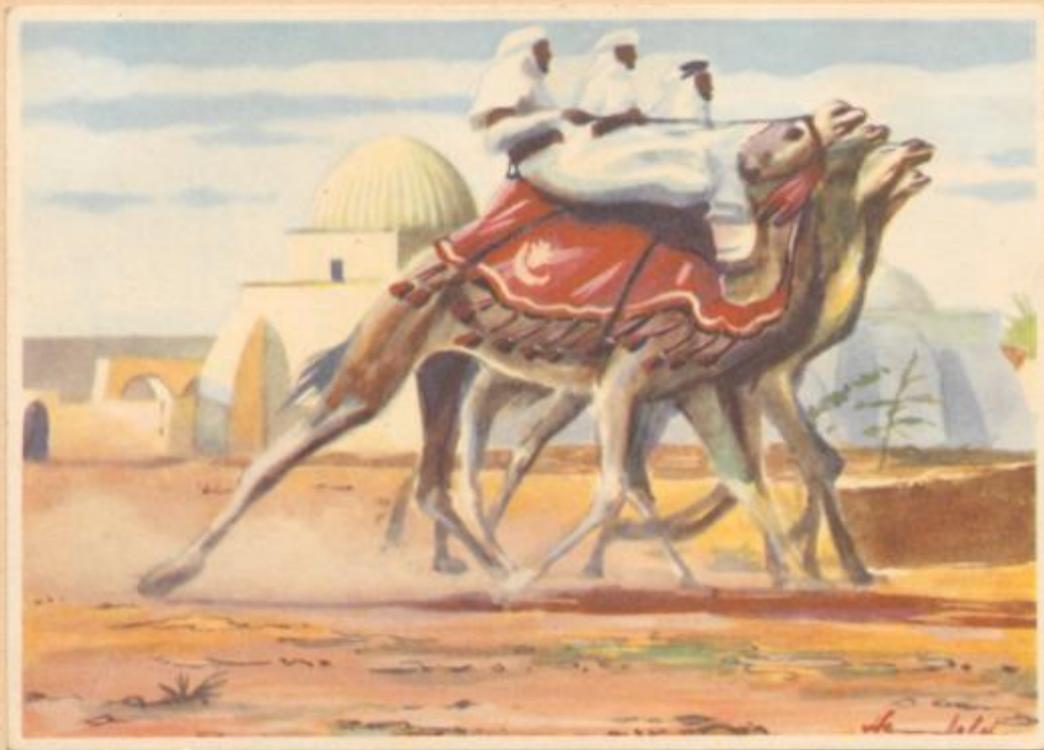
Nun begann die Rückreise. Erst jetzt konnte ich richtig ermessen, wie schwierig diese Strecke war. Tom sagte mir, gewöhnlich bediente man sich des Kamels als Reit- und Lastentier. Auch seine Handelsgesellschaft habe noch vor ein paar Jahren den Weg von

Noch in der gleichen Nacht begannen die Eingeborenen die Wagenkolonne mit Früchten zu beladen, da schon am nächsten Mittag die Rückreise angetreten werden sollte.

Tom und ich waren Gäste des steinreichen Marokkaners. Er hatte viele Frauen. Ich sah sie zufällig beim Nachtmahl. Das war also ein Harem! An der Vielzahl der Frauen erkennt man den Reichtum eines Marokkaners, so sagte mir Tom.

Ein paar Schritte hinter dem Harem lag die Moschee. Es war gerade Mitternacht, und vom hohen Minarett ertönte der Gebetsruf eines Muezzin. Die Mohammedaner warfen sich zum Gebet auf den Boden. Ich wollte die Andacht nicht stören und ging zu-





Algier nach Biskra auf Kamelen zurückgelegt. Im Zeitalter der Technik aber bevorzugte er das Auto.

MEIN ZIEL: TRIPOLIS

In Algier angekommen, verabschiedete ich mich von Tom, der mir ein guter Boß war. Er gab mir einen Korb mit Fleisch, Nüssen und Datteln, dazu noch ein Paar neue Schuhe und etwas Geld. Von meinem Plan, nach Tripolis zu trampeln, hatte ich ihm nichts gesagt. Bestimmt hätte er mir geholfen. Aber ich wollte allein durchkommen. Auf der Karte war eine Eisenbahnlinie eingezeichnet, die direkt von Algier nach Tunis und von dort zur libyschen Grenze führte. Von hier aber waren es nur noch etwa einhundert Kilometer bis zur Anschlußbahnlinie nach Tripolis. Ich faßte den Plan, als blinder Passagier nach Tripolis zu fahren. Und das war leichter als ich es mir vorgestellt hatte.

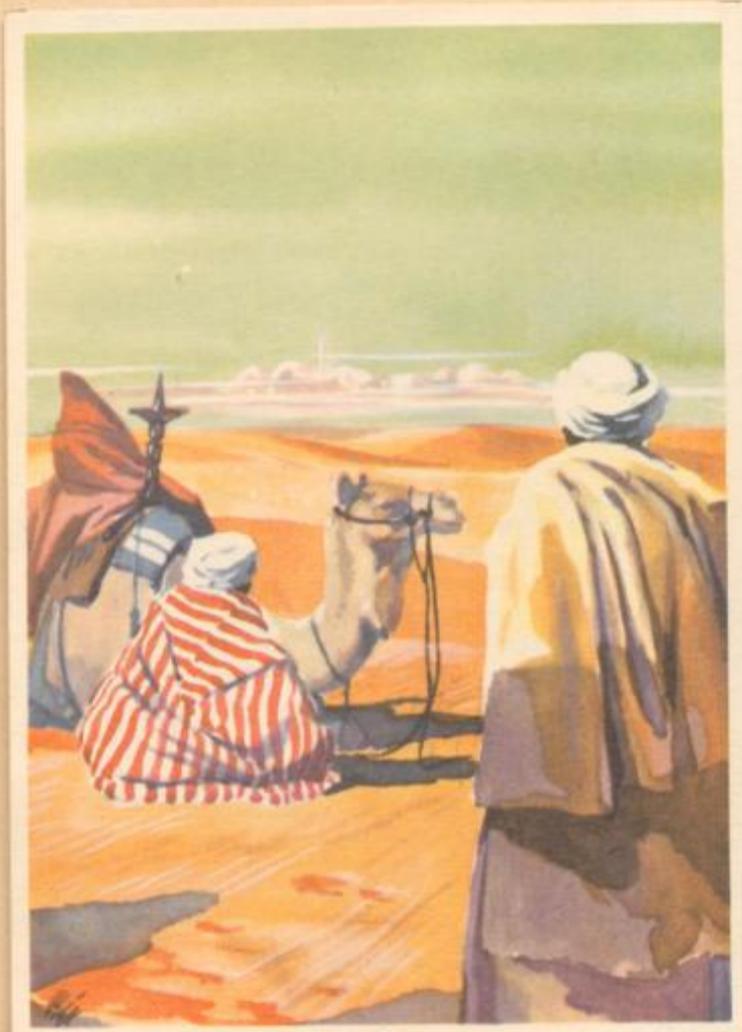
Während des Nachmittags sah ich mir den Bahnhof in Algier etwas genauer an. Da stand ein Güterzug, von dem ich durch einen glücklichen Zufall erfuhr, daß er nachts in Richtung Tunis abfahren sollte. Zwischen zwei Güterwagen legte ich meinen Burnus auf einen Puffer und verstaute meinen Korb mit Lebensmitteln. Im Schutze der Nacht konnte mich so schnell niemand entdecken, da der Bahnhof nicht erleuchtet war.

Aber ganz wohl war mir dabei doch nicht. Einige Bahnarbeiter gingen oft so nahe an mir vorüber, daß ich deutlich ihre Stimmen hörte. Ich preßte mich dann dicht an die Stirnwand des Güterwagens, daß mir der Atem stockte.

wäre ich glatt ins Gefängnis gewandert. Und ich wollte doch unbedingt zu meinem Schiff nach Tripolis. Dorthin führte von Gabès nur eine Karawanenstraße. Diese Straße wurde aber auch von Autos befahren. Der nächste Autotransport ging jedoch erst in einigen Wochen nach Tripolis. Ein Kaufmann, bei dem ich mir eine Hanfschnur für mein Gepäck erstand, sagte mir in englischer Sprache, daß in den nächsten Tagen eine Kamelkarawane nach Tripolis ziehe. Diese bestände vor allem aus vielen jungen Kamelen, wofür der Besitzer noch einige Treiber suche.

Ich suchte den Führer der Karawane auf und bewarb mich als Kameltreiber. Zuerst musterte er mich mißtrauisch. Schließlich war er ein Araber und ich ein Weißer. Aber bald waren wir uns einig: ich wurde angestellt! In drei Tagen sollte es losgehen.





„Bis dahin kannst du bei mir arbeiten“, sagte mir der Mann. Ich wunderte mich immer wieder über die Sprachgewandtheit der Eingeborenen. Sie erzählten mir, daß sie die englische Sprache von amerikanischen Soldaten erlernt hätten, die im Kriege durch Tunesien marschiert waren. Ich war sehr froh, in der Schule wenigstens im Englischen gut aufgepaßt zu haben. Mit der englischen Sprache, so hatte schon mein Lehrer gesagt, kommt man durch die ganze Welt.

Gabès ist eine kleine Hafenstadt mit einem schönen breiten Strand. Ich hatte oft Gelegenheit, das Leben und Treiben der Eingeborenen zu beobachten. Es war stets ein neues Erlebnis für mich, zu sehen, wie die Kamele zum Tränken geführt wurden und wie die Frauen mit großen Körben auf dem Kopfe ihre Wäsche ans Meer trugen, um sie dort zu waschen. Besonders seltsam fand ich, daß inmitten des friedlichen Landes alle Männer ein Gewehr mit sich führten, vor allem die nomadisierenden Beduinen, die hoch auf ihren Kamelen mit dem Gewehr in der Hand durch die Gegend galoppierten.

Nach drei Tagen brachen wir auf.



Mit einem Kamel hatte ich mich bereits angefreundet, und von Abd el Kari, so hieß unser Karawanenführer, lernte ich die Kunst des Kamelreitens. Die etwa 300 Kilometer, die vor uns lagen, wollte Abd el Kari in vier Tagen zurücklegen. Am zweiten Tag unserer Reise aber ereignete sich ein Zwischenfall, der mir beinahe das Leben gekostet hätte.

Ein leichter Wind machte sich plötzlich bemerkbar, und ehe ich mich versah, wurde er so heftig, daß ich mich nur mit Mühe im Sattel halten konnte.

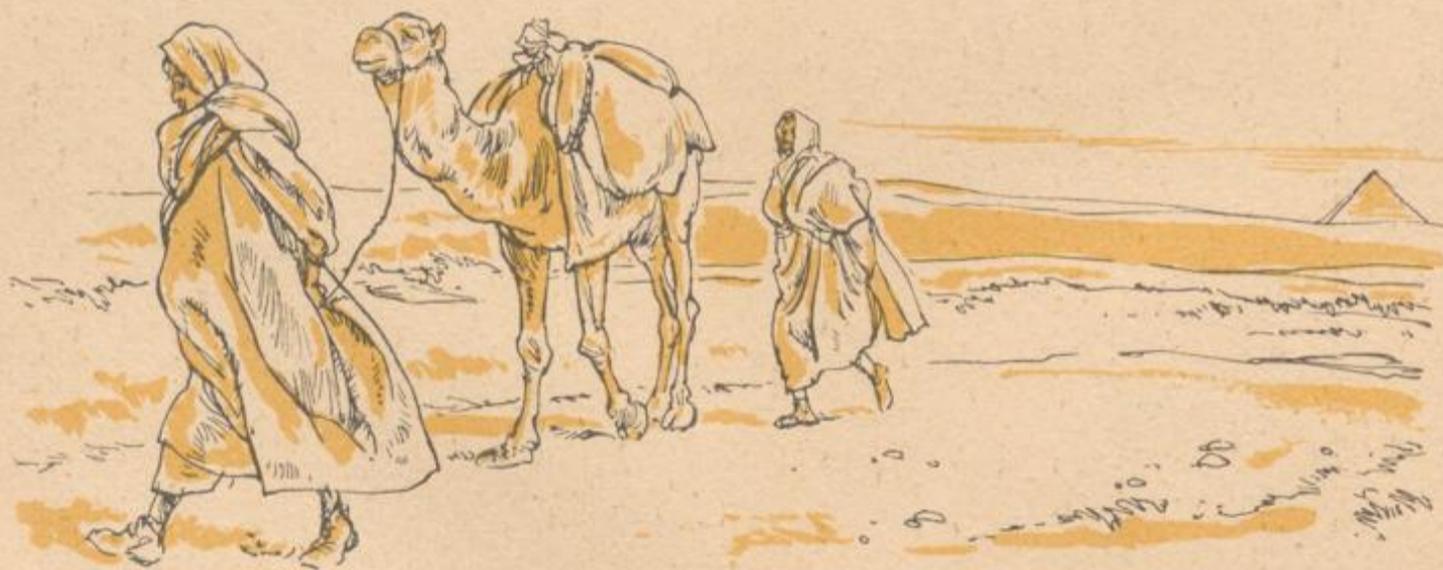
Zu allem Unglück waren wir jetzt auch noch in einer trostlosen öden Gegend. Ohne Burnus hätte ich diese beschwerliche Tour gar nicht unternehmen können. Als nach einer Stunde der starke Sturm nachließ, hatte ich die Spur Abd el Karis verloren. Er war wie vom Erdboden verschwunden. So weit mein Auge reichte, sah ich nur die Berge und Täler der Wüste. Dabei konnte ich höchstens zwei gute Tagesreisen von Tripolis entfernt sein. Am Horizont tauchten Palmen auf. Dort mußte eine Oase sein. Ich spornte mein Kamel an. Aber was war das? Eben hatte ich die Palmen links von mir gesehen, jetzt aber standen sie auf der rechten Seite. Eine Sinnestäuschung, eine Fata Morgana? Ich konnte meinen Augen nicht mehr trauen. Und da bekam ich es mit der Angst zu tun. In der Wüste umherirren, kein Wasser fin-

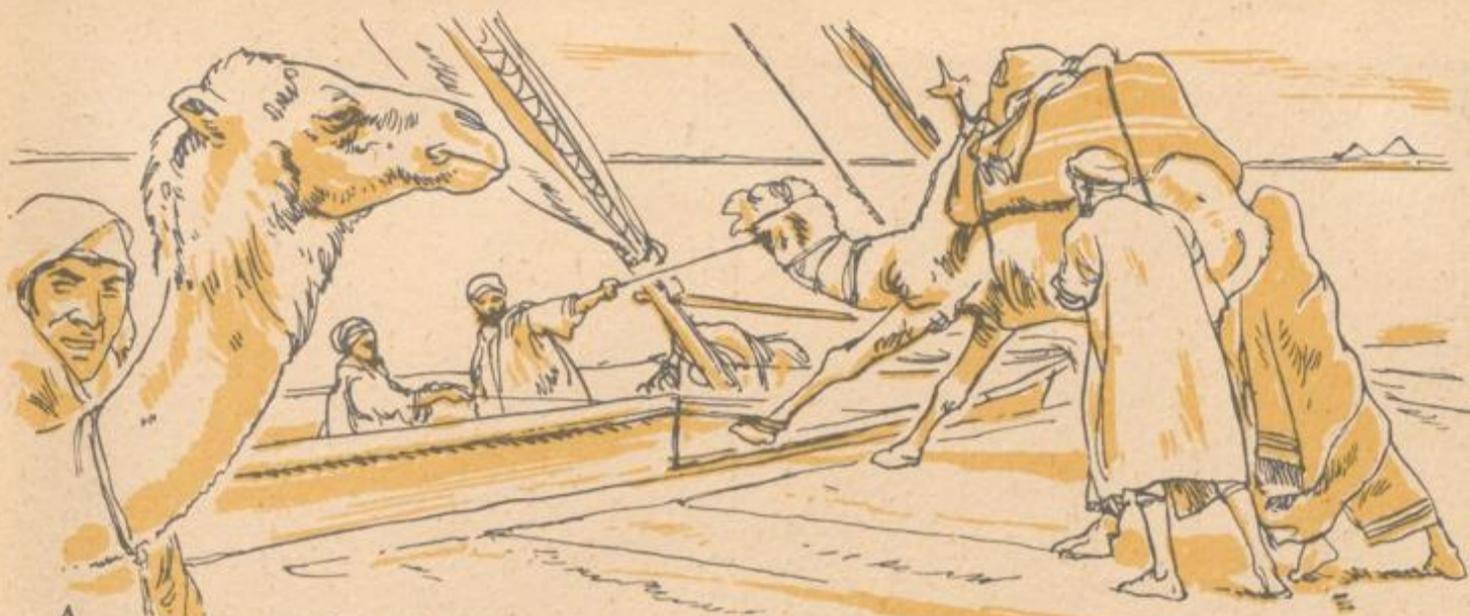


den, verdursten – Schlimmeres konnte ich mir nicht vorstellen. Da, plötzlich erschienen auf einem Sandhügel drei Kamelreiter! Sie ritten auf ein Autowrack zu. Das Wrack stammte noch aus dem letzten Kriege. Es war von den Truppen zurückgelassen worden. Als ich mich den drei Reitern näherte, riefen sie mir zu: „Minen – Attention – Minen!“ Da mußte man also verdammt vorsichtig sein! Einer der Reiter zeigte mir die Richtung nach Tripolis, und ich erreichte die Stadt kurz vor Sonnenuntergang. Von Abd el Kari habe ich nie wieder etwas gehört. Die Kamelstute aber verkaufte ich für viel Geld, das ich sehr gut gebrauchen konnte! Denn in Tripolis muß sogar das Trinkwasser bezahlt werden.

Ich eilte auf dem schnellsten Wege zum Hafen, hier wollte ich mich nach der „Oldenburg“ erkundigen. Da mußte ich meine zweite große Enttäuschung einstecken. „Die ‚Oldenburg‘ ist gestern wieder ausgelaufen – nach Alexandrien“, sagte mir der Heuerbaas. Und so ging ich, sehr traurig über diese Nachricht, zu-

rück in die Stadt. Wieder kam ich an Hafenkneipen vorbei, in denen es hoch her ging. Aber das machte keinen Eindruck mehr auf mich. Das Beispiel Hadschi Halems in Algier hatte mich gründlich kuriert.





Am anderen Tag ging ich wieder zum Hafen. Ich wollte versuchen, auf einem der ausländischen Schiffe anzumustern, um so nach Alexandrien zu kommen. Das war der einzige und letzte Ausweg. Zuerst hatte ich daran gedacht, mit einer Kamel- oder Autokarawane an der Küste entlang nach Tobruk zu reiten oder zu fahren, um von dort aus mit der Bahn Alexandrien zu erreichen. Das war immerhin ein Weg von zweitausend Kilometern. So sehr auch das Abenteuer einer solchen Landreise lockte – der Weg war zu beschwerlich. Deshalb heuerte ich kurzerhand auf einem schmutzigen alten Franzosen an, dessen Mannschaft aus einem bunten Völkergemisch bestand.

Der Kapitän des Schiffes schickte mich gleich auf Bunkerstation, wo ich Kohlen trimmen mußte. Das war die schwerste Arbeit an Bord. Aber lange konnte ja diese Seereise nicht dauern. Hinzu kam, daß ich keine Ausweise hatte. Wenn einmal Kontrollen an Bord kamen, konnte ich mich wenigstens im Kohlenbunker einigermaßen verstecken. Ab und zu durfte ich auch an Deck, um mich von der schweren Arbeit des Kohlen-schaufelns auszuruhen.

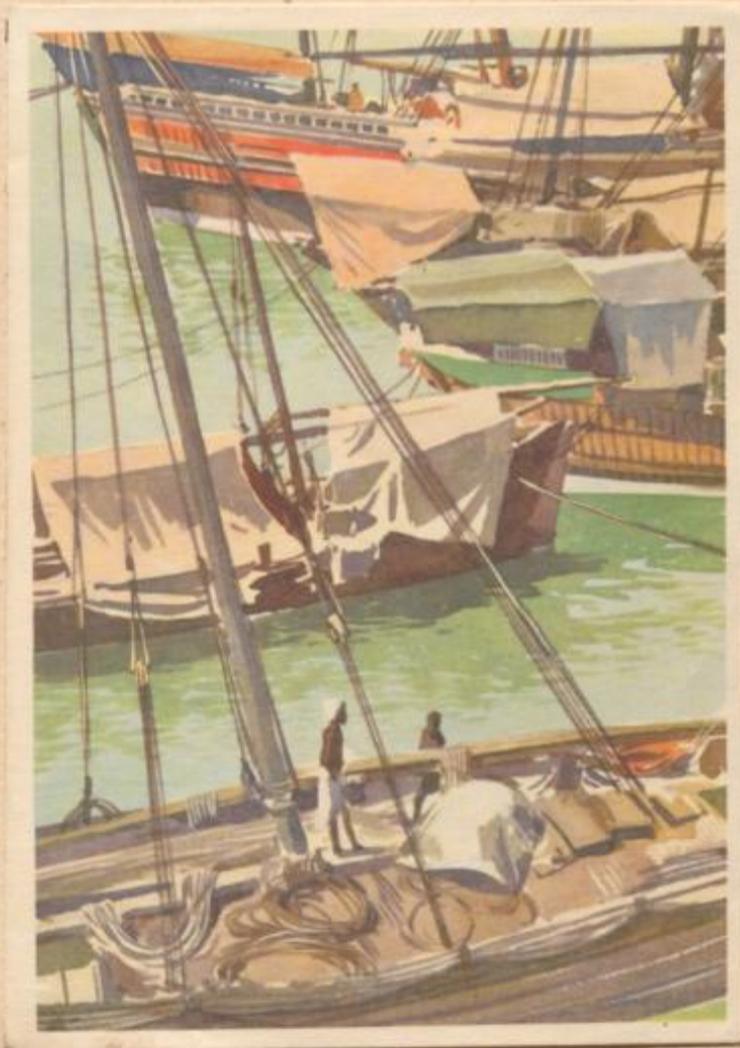
Nach fünf Reisetagen erreichten wir den Hafen von Alexandrien. Wir mußten auf der Reede vor Anker gehen und die Zollkontrolle abwarten. Als wir diese glücklich überstanden hatten, tauchte plötzlich ein Polizeiboot auf, das an unserem Schiff festmachte. Sieben Polizisten sprangen an Bord, und ich flüchtete schnell in mein Versteck. Die Durchsuchung des Schiffes dauerte viele Stunden. Mich aber konnte keiner finden, denn ich hatte mich in den Kohlen vergraben. Als die Polizei wieder von Bord war, erfuhr ich den Grund ihrer

Fahndung. Rauschgift! Über Alexandrien geht ein großer Teil des Rauschgiftschmuggels.

Endlich durften nun einige Barkassen längsseitsgehen, um Besatzungsmitglieder an Land zu bringen. Der Käpt'n gab mir einen Tag Urlaub. Hätte er gewußt, daß ich nie wiederkomme, wäre er kaum so freigebig gewesen.

Als ich in Alexandrien an Land gesetzt wurde, ging ich zum Hafembüro, um Erkundigungen über die „Oldenburg“ einzuziehen. Aber die Beamten zuckten nur mit den Schultern: Das Schiff war in Alexandrien noch nicht gemeldet.

Also mußte ich warten. In der Nähe des Hafembüros fand ich Unterkunft. Für wenig Geld konnte man hier übernachten und dreimal am Tag essen. Tag für Tag wartete ich an den





Kaien von Alexandrien auf das Einlaufen der „Oldenburg“. Die Umrisse des Schiffes waren mir so vertraut, daß ich es ohne Mühe schon auf hoher See erkannt hätte. Vier Tage wartete ich so vergeblich. Schließlich reichte das Geld nur noch für zwei Übernachtungen und vier Mahlzeiten. Da machte ich mich auf die Suche nach Arbeit.

ETWAS GLÜCK MUSS MAN HABEN

Im Hafen gab es nichts zu tun. Ich ging zum Bahnhof, um mir dort einen Job als Gepäckträger zu suchen. Das war mein Glück. Drei Männer mit schweren Koffern kamen aus der Bahnhofshalle und riefen nach einem Gepäckträger. Schon war ich da und nahm ihnen die Koffer ab. Die Männer unterhielten sich in Englisch, und ich vermutete Engländer oder Amerikaner vor mir zu haben. Mein neues Abenteuer begann damit, daß ich mehr aus Versehen als aus Absicht ein paar deutsche Worte dahersagte. Die drei Männer machten erstaunte Gesichter: „Du bist Deutscher? Was machst du denn hier als Gepäckträger?“, bestürmte man mich



16

mit Fragen, zu meiner Überraschung ebenfalls in Deutsch. Ich erzählte ihnen meine Erlebnisse. Sie schüttelten mir die Hand und fragten mich, ob ich Lust hätte, an einer Filmexpedition ins Innere Afrikas teilzunehmen. Begeistert willigte ich ein. Das war natürlich eine Bombensache. Nachdem ich mich den Männern vorgestellt hatte, nannten auch sie ihre Namen. John Böhlau, Leiter der Expedition, Dr. Freytag, wissenschaftlicher Berater, und Günter Frank, Kameramann. Nun war ich Mitglied einer deutschen Kulturfilmexpedition. „Bist 'n strammer Kerl – denke, wir werden dich brauchen können“, sagte John Böhlau. „Hast du Angst? Vor Krokodilen oder Löwen? – auch die Neger sind hier nicht alle zahm...“ Ich ließ mich nicht bange machen, und so zogen wir nun zu viert

durch die Straßen von Alexandrien. Hinunter ging's zum Fischereihafen, wo Böhlau ein Segelboot kaufte, einen primitiven alten Kahn. Aus einigen Zeltplanen nähten wir ein Segel. Böhlau meinte, seit 1000 Jahren verwendet man hier solche Segelboote. Das ist auch für uns das Richtige, um auf dem Nil vorwärtszukommen.

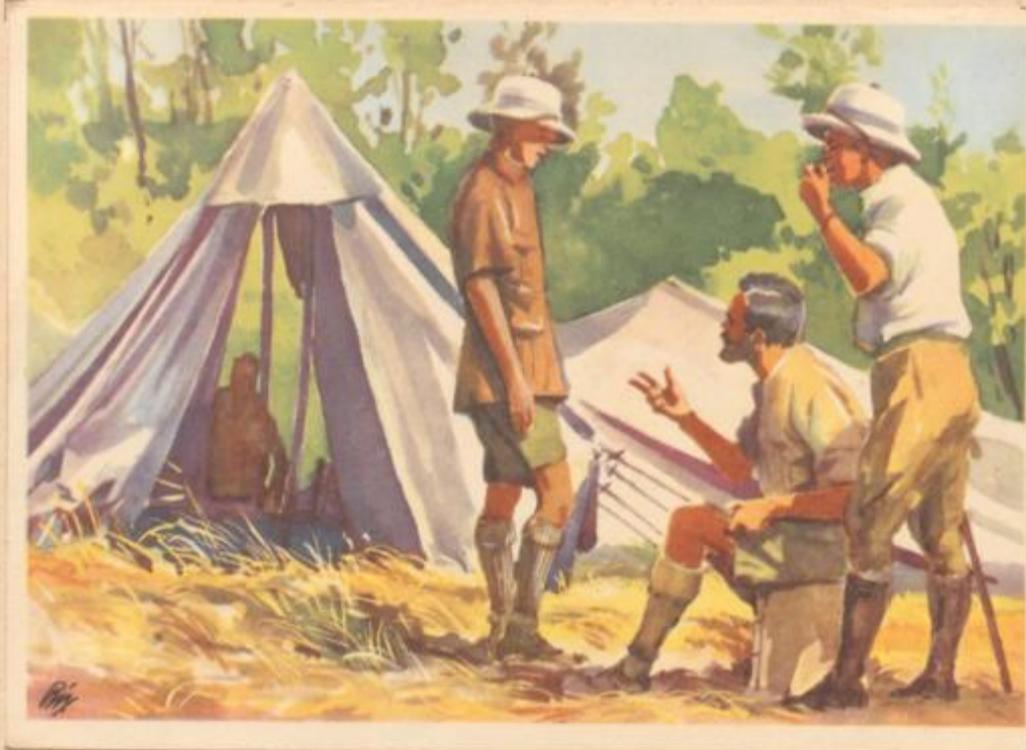


DIE PYRAMIDEN SIND GROSSE GRABKAMMERN

Die schweren Koffer wurden in den Laderaum des Bootes verstaut. Dann zog Böhlau mit seinen Leuten in die Stadt, um Proviant einzukaufen. Ich mußte auf das Boot aufpassen, vor allen Dingen aber auf die wertvolle Kamera und die anderen technischen Einrichtungen. Nach wenigen Stunden kamen die drei Männer zurück, bepackt mit Seesäcken voller Gemüse, Fleischkonserven und anderen Dingen.

Als es dunkel wurde, warfen wir die Leinen los. Der Wind stand günstig für uns, und so fuhren wir mit vollen Segeln nilaufwärts. Der Strom war hier viele hundert Meter breit.

Gegen Abend passierten wir Kairo. Von dieser Stadt sah ich nicht viel, da wir so schnell wie möglich in das eigentliche Filmgebiet kommen wollten. Hinter Kairo bot sich uns ein überwältigender Anblick. Vor uns aus der Wüste erhoben sich die massigen Steinkolosse der Pyramiden. Böhlau steuerte das Boot ans Ufer und wir gingen an Land. Von den Eingeborenen ließen wir uns zu den Pyramiden führen.



Dr. Freytag erzählte mir viele interessante Einzelheiten über diese gigantischen Bauwerke. Die Cheops-Pyramide ist 137 Meter hoch und am Fuße 227 Meter im Quadrat. Mehr als zwanzig Jahre dauerte der Bau einer solchen Pyramide. Damals gab es keine Maschinen, und Tausende von Menschen mußten in mühseliger Arbeit die riesigen Steinquadern auftürmen. Würde man die Steine der Pyramiden aneinanderfügen, so könnte man eine zwei Meter breite und ebenso hohe Mauer vom Nil bis zur Küste Kameruns bauen.

Die ägyptischen Herrscher glaubten damals an ein richtiges Weiterleben nach dem Tode. Deshalb ließen sie sich einbalsamieren und ungeheure Schätze mit in das Grab legen, um nach dem Tode nicht auf ihre Reichtümer verzichten zu müssen.

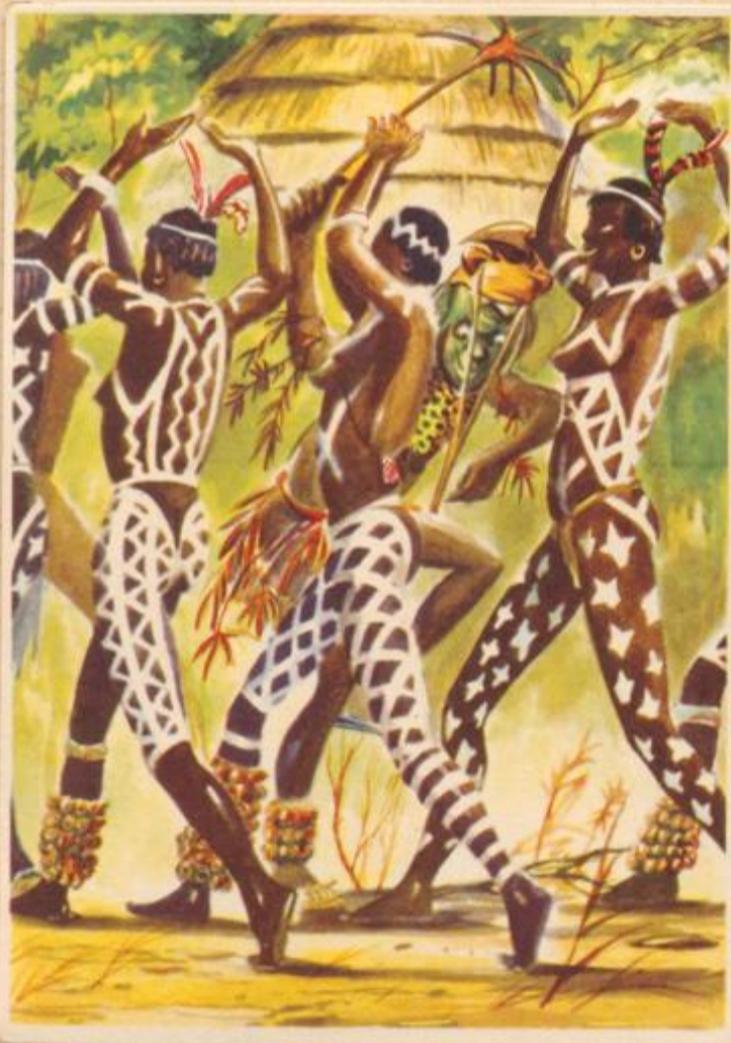
Gegen Abend kehrten wir auf unser Boot zurück.

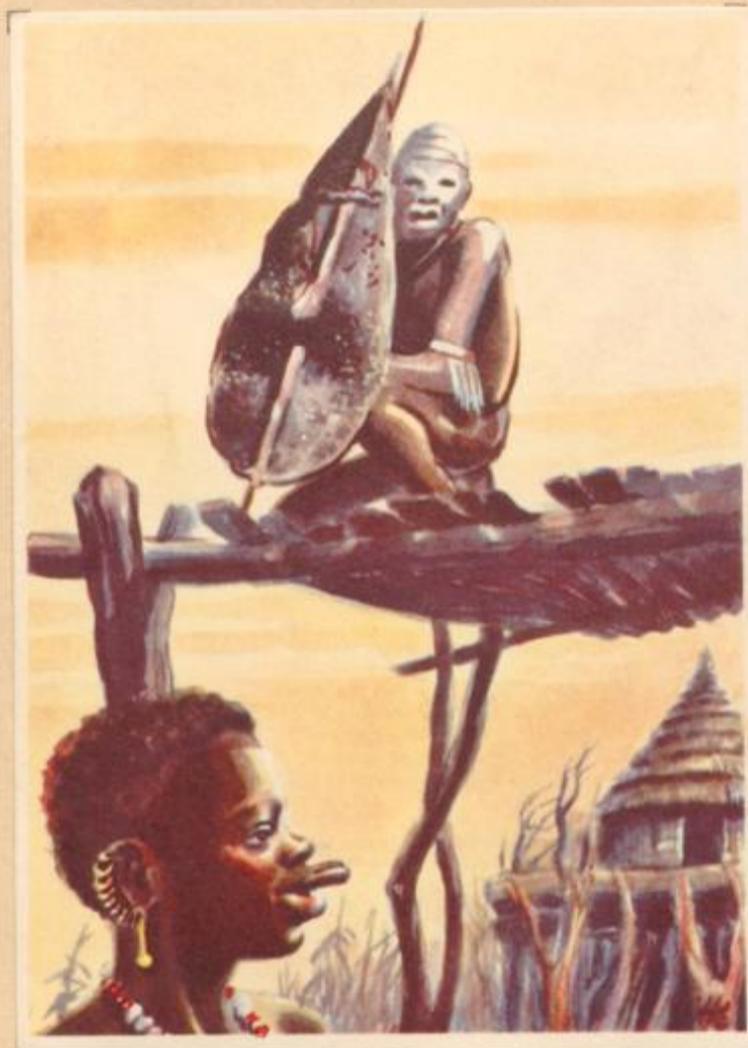
FELLACHEN UND DINKA

Wir waren nun schon einige Tage stromaufwärts gesegelt. Längst waren die Pyramiden hinter uns am Horizont verschwunden, als sich in der Ferne immer deutlicher die kreideweißen libyschen und arabischen Gebirge abzeichneten. An den Ufern des Nil sahen wir Eingeborene arbeiten. Das sind Fellachen, erklärte mir Dr. Freytag, ein armes Völkchen, das schon die Pyramiden errichtet hat und die meisten Arbeitskräfte zum Bau des Suezkanals stellte. Heute wie vor tausend Jahren versorgen sie mit ihren Schöpfrädern das Land bis weit in die Wüste hinein mit Wasser. Ochsen müssen den ganzen Tag die Schöpfräder in Bewegung halten.

Bei der Siedlung Abu Hamed, inmitten der Nubischen Wüste, machten wir unsere erste größere Rast. Schon mehr als drei Wochen waren wir auf dem Nil herumgesegelt, und jetzt sollten unsere ersten Filmaufnahmen steigen. Kaum waren am Ufer die Zelte errichtet, als auch schon die Dunkelheit hereinbrach. Ich konnte mich noch immer nicht daran gewöhnen, daß hier die Nacht unmittelbar auf den Tag folgt.

Drei bis vier Stunden mochten vergangen sein. Plötzlich lärmte es so mächtig in unserem Vorratszelt, daß wir an einen Überfall glaubten. Ich rannte hinaus ins Freie. Böhlau hinter





mir her, zwei entscherte Pistolen in den Händen. Im Schein der Taschenlampe sahen wir die Bescherung. Paviane hatten sich über unsere Mandeln und Nüsse hergemacht.

Am Morgen überprüften wir zuerst unsere Geräte. Die Linse der Kamera war zerschlagen. Doch wir hatten Ersatz. So brachen wir auf zu den Nuba. Das war der erste Negerstamm, den ich in Afrika sehen sollte.

Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns nieder. Unser Thermometer zeigte im Schatten der Palmen 38 Grad. Nach einem langen Kamelritt trafen wir endlich auf Nuba. Sie liefen völlig unbekleidet herum. Die Nubafrauen hatten sich ihre Unterlippen durchbohrt und Schmuckstücke eingehängt. Es waren meist billige Glasperlen, wie man sie in Hamburg für wenige Pfennige kaufen kann.

Die Nuba können große Schmerzen ertragen. Sie verwunden sich an vielen Körperteilen, damit die Narben dieser Wunden später ein Muster bilden.

Böhlau gab einem Nubahäuptling zwei deutsche Markstücke. Der ganze Stamm, Männer, Frauen und Kinder veranstalteten daraufhin einen erregenden Freudentanz.

18

Weiter ging es in südlicher Richtung. Der nächste Besuch galt den Dinka. Die Europäer nennen sie auch Storchmenschen, weil sie riesenlange Beine haben und wie die Störche in den Sümpfen leben. Der Weg führte uns durch weite ausgedorrte Steppen. Vereinzelt fanden wir kleine Oasen, deren Feuchtigkeit den Papyrusstauden Leben gibt. (Vor dreitausend Jahren hatten die alten Ägypter das erste Papier daraus gemacht.)

Allmählich wurde das Gebiet, in das wir kamen, immer sumpfiger. Hier durchzogen verschiedene Nebenarme des Nil das Land. An den sumpfigen Ufern dieser Fließchen hatten die Dinka ihre Pfahlbauten errichtet. Ihre Hütten standen auf Pfählen, weil die Überschwemmungen in der Regenzeit oft alle Behausungen zu ebener Erde überfluteten.

Die Dinka sind schlaue Kerle! Sie reiben ihre Haut mit der Asche von verbranntem Holz ein. Auf diese Weise schützen sie sich vor den Insekten, durch deren Stiche oft die gefährliche Malariakrankheit übertragen wird. Wir schützten uns durch Moskitonetze.

In dieser Gegend wimmelt es von Krokodilen. Während Böhlau mit Dr. Freytag und Frank bei den Dinka filmte, schlich ich auf eigene Faust, mit einem langen Speer, einer kräftigen Schlinge und einer Pistole bewaffnet, durch dichtes Gestrüpp an einen Fluß. Ich wollte so gern ein Krokodil erlegen und aus der Haut eine Tasche basteln.

Am Ufer entdeckte ich zwei Krokodileier. Ich legte schnell meine Schlinge darüber und band sie fest an einen dicken Baum. Dann schlug ich mit einem Knüttel wiederholt ins Wasser, um das alte Krokodil anzulocken. Ich hatte Glück. Zuerst tauchte nur ein Kopf mit langgezogenem Maul auf. Dann aber schob sich der wuchtige Körper schützend über die Eier. Jetzt war der Moment gekommen. Fiebernd vor Erregung saß ich in den Ästen und zog nun kräftig die Schlinge zu. Das Krokodil war gefangen. Aber das Tier hatte Riesen-

kräfte. Wild peitschte es das Wasser, und der Strick spannte sich bis zum Zerreißen. Erschreckt merkte ich, wie sich der Baum, auf dem ich saß, langsam in seinen Wurzeln löste. Nur noch wenige Sekunden und er mußte mit mir ins Wasser stürzen. Blitzschnell zog ich meine Pistole.



Ich feuerte das ganze Magazin leer. Doch die Bestie tobte weiter. Im letzten Augenblick retteten mich einige Dinka, die in der Nähe gefischt hatten. Sie erledigten das wütende Tier mit wohlgezielten Speerwürfen und erlösten mich aus meiner verzweifelten Lage.

WIR FLIEGEN NACH KAIRO

Ein paar Tage darauf kam Günter Frank, unser Kameramann, mutlos aus seinem Zelt. „Aus ist es! Wir können nicht mehr filmen. Die Apparatur ist kaputt!“ Wir sahen uns fassungslos an. Mit langen Gesichtern saßen wir – 2500 Kilometer von Kairo entfernt – vor unseren Zelten und hielten Kriegsrat.

Schließlich schlug Dr. Freytag vor, Frank mit der Kamera nach Kairo zu schicken. Ich sollte ihn begleiten. Von Kairo aus sollten wir nach Erledigung des Auftrages mit dem Schiff durch den Suezkanal und das Rote Meer nach Dschibuti fahren und von dort weiter mit der Eisenbahn durch Äthiopien nach Addis Abeba. Dies war unser Treffpunkt. Alle waren damit einverstanden. Man wünschte uns viel Erfolg, und ab ging es nach Khartum.

Hier startete unsere Maschine. Es war meine erste Flugreise. Das war ein erhebendes Gefühl, so hoch über diesen fremden Erdteil zu fliegen, gespannt verfolgte ich die Landschaft unter mir. Am eindrucksvollsten erschienen mir die gewaltigen Staudämme von Assuan.

Nach der Landung in Kairo gingen wir erst einmal in eine der typisch ägyptischen Basarstraßen. Dort kleidete ich mich von Kopf bis Fuß neu ein.

Dann brachten wir unsere Kamera zur Reparatur. Man versprach uns, sie in drei Tagen in Ordnung zu bringen. Bis dahin hatten wir Zeit, uns Kairo anzusehen.

Mein erster Weg führte zum Reisebüro. Ich hatte noch unsere Schiffskarten zu besorgen und erfuhr dort, daß wir an Bord eines italienischen Passagierdampfers von Port Said nach Dschibuti fahren könnten. Der Angestellte der Reederei behandelte mich sehr höflich. Das gehörte sich auch so, denn schließlich war ich kein Schiffsjunge mehr, sondern ein richtiger Gentleman.



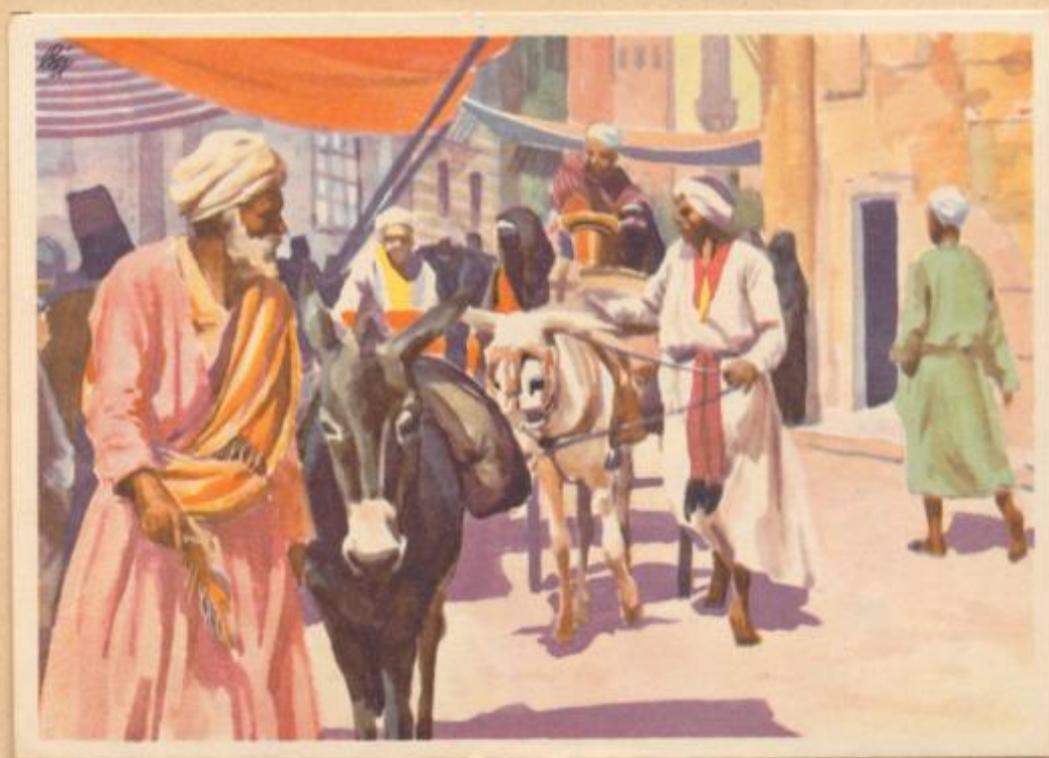
Während der drei Tage unseres Kairoer Aufenthaltes wohnten wir in einem Hotel. Jeden Morgen brachte man uns das Frühstück ans Bett, und während man mich bediente, dachte ich an die Zeit, wo ich auf dem französischen Dampfer als Kohlentrimmer arbeiten und auf Kohlen schlafen mußte. Das war kaum

drei Monate her. Der Hoteldirektor redete mich mit „Sir“ an. Ein Boy öffnete die Türen, wenn ich das Hotel verließ oder von einem Spaziergang zurückkam.

Die Straßen Kairos waren prächtig. Vor großen Geschäften lagen wertvolle Teppiche ausgerollt, die die Händler zum Verkauf anboten. Daneben konnte man altägyptische Tonwaren und herrliche Lederarbeiten aus Affen-, Kamel- oder Krokodilhaut als Reiseandenken erwerben.

Die Menschen gingen europäisch gekleidet, trugen aber keinen Hut, sondern einen Fes.

Inzwischen war unsere Kamera wiederhergestellt, und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Mit einem Schnellzug fuhren wir nach Port Said, wo uns eine Taxe zum Liegeplatz des italienischen Passagierdampfers brachte.





FAHRT DURCH DEN SUEZKANAL

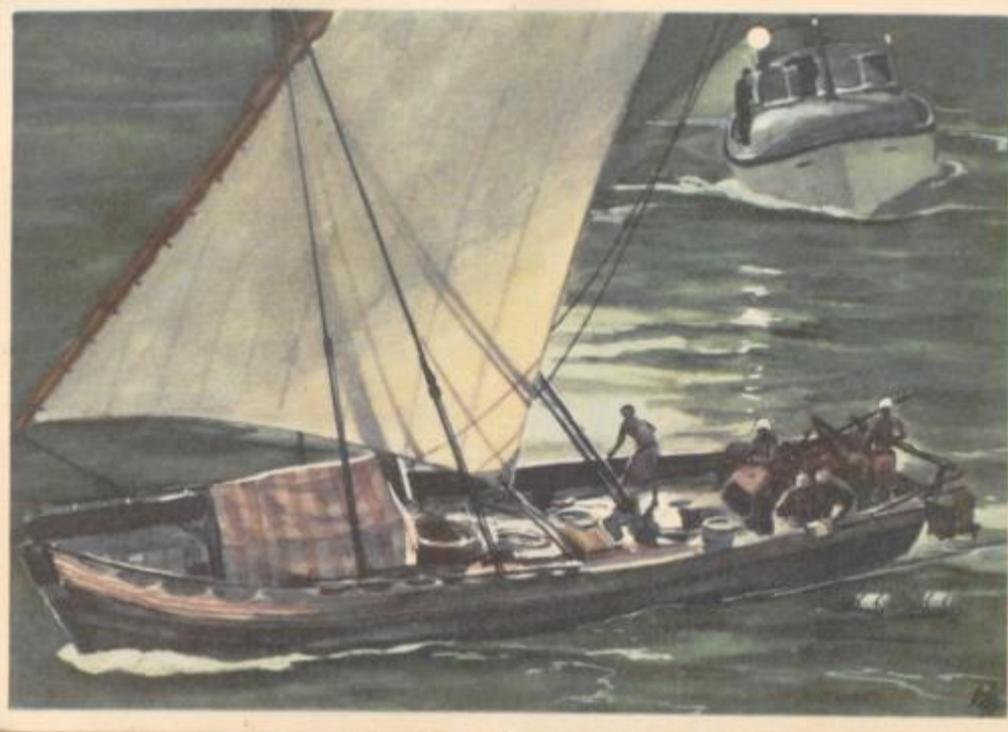
Die Fahrt durch den Suezkanal, durch das Rote Meer nach Dschibuti im Golf von Aden konnte beginnen. An Bord befanden sich unter anderem Techniker und Ingenieure, die der Kaiser von Äthiopien zum Aufbau seiner Industrie gerufen hatte. Während der Fahrt stand ich auf dem Oberdeck und betrachtete interessiert die Kanalanlagen, die der Franzose Ferdinand de Lesseps im Jahre 1869 fertiggestellt hatte. Zehn Jahre dauerte es bis zur Eröffnung dieses Meere verbindenden Schiffsweges. Die Kosten der Erbauung beliefen sich auf 640 Millionen Franken. Aber so groß auch die Anstrengungen zum Bau dieses Kanals waren und so hoch auch die Kosten dafür erscheinen mögen, so stehen sie doch in keinem Verhältnis zu dem Gewinn, der durch die Verkürzung des Seeweges nach Ostasien und Indien seit fast hundert Jahren erzielt wird. Schon im Altertum hatte der Perserkönig Darius I. die Vorzüge eines verkürzten Seeweges erkannt. Er ließ eine Verbindung vom Mittelmeer zum Roten Meer herstellen, die aber später wieder verfiel. In der Schule mußte ich einmal einen Aufsatz darüber schreiben. Und nun konnte ich dieses weltberühmte Bauwerk mit eigenen Augen sehen. Etwa zwanzig Stunden dauerte die Fahrt durch den Suezkanal. Am Ufer ziehende Kamelkarawanen waren uns schon ein vertrauter Anblick geworden. Bald passierten wir die letzte Südschleuse und befanden uns im Golf von Suez. Kurz darauf tauchten zur Linken die wildzerklüfteten Berge Sinais auf. Dort soll einst Moses von Gott die Zehn Gebote erhalten und auf steinerne Tafeln geschrieben haben. Dann dampften wir ins Rote Meer. Natürlich war das Wasser nicht rot. Ein Schiffsoffizier erklärte uns, daß es verschiedene Deutungen dafür gäbe. Man sagt, daß Rot die heilige Farbe der Ägypter war und sie in uralten Zeiten ihrem Meer diesen Namen gaben. Einige versuchen eine Erklärung in der Tatsache zu finden, daß bei Sturm der rote Wüstensand über das weite Meer getrieben wird und dieses dann hellrot leuchtend bedeckt. Andere wiederum glauben, daß die Bezeichnung durch die vielen dicht unter der Wasseroberfläche liegenden Korallenriffe, die große Flächen des

Meeres rot erscheinen lassen, entstanden sei.

Gleichviel, die Fahrt machte uns viel Freude. Ab und zu tauchten silbergrau glänzende Haie auf. In Dschidda, unserem ersten Hafen, verließen viele Mohammedaner das Schiff, um nach Mekka, der heiligen Stadt, zu pilgern. Ich hörte zum erstenmal, daß sich dort die sogenannte „Kaaba“, ein grauer, kastenförmiger Steinbau, befindet. In diesem ruht das größte Heiligtum des Islams, der „schwarze Stein“, ein Meteorit. Die heilige Stadt darf von keinem Ungläubigen betreten werden. In der Nacht war es so warm, daß Frank und ich auf das Oberdeck gingen, um frische Luft zu schnappen. Plötzlich flammte in der Dunkelheit das grelle Licht eines Scheinwerfers auf und erfaßte eine Schute, wie sie die Eingeborenen benutzen. Da plumpsten

auch schon einige Kisten aus der Schute ins Wasser. „Das sind sicher Haschischhändler“, meinte Frank, „sie schmuggeln das gefährliche Rauschgift von Arabien nach Ägypten.“ Von Port Said und Alexandrien geht es in alle Länder der Welt. Dabei bedienen sich die Haschischhändler der raffiniertesten Methoden. Zum





fuhren wir mit einem „Bummelzug“ 800 Kilometer ins Innere von Äthiopien. Diese Fahrt, die ganze drei Tage dauerte, war keineswegs ungefährlich. Auf den Puffern der Lokomotive saßen Eingeborene. Es waren nicht etwa blinde Passagiere, sondern sie hatten den Auftrag, die Strecke zu überwachen. Die Eisenbahn fährt dort nur am Tage, weil die kriegerischen Völker links und rechts der Strecke immer wieder einmal die Züge überfallen. Besonders gefährlich ist der Stamm der Danakil. Sie pflegen noch heute für Weiße nicht ungefährliche Bräuche. Als Hochzeitsgeschenk legt der Danakil seiner Frau zwei Männerköpfe zu Füßen. Frank hatte, von Dschibuti aus, Böhlau telegrafisch von unserer baldigen Ankunft unterrichtet. Wir waren daher sehr froh, als wir die

Beispiel werden Kamele mit kleinen Metallkapseln gefüttert, die das gefährliche Rauschgift enthalten. Am Ziel angekommen, schlachtet man die Kamele und befördert die Kapseln wieder ans Tageslicht. Aber auch die ägyptische Polizei ist gewitzt. Mit Radargeräten werden die Kamele an verschiedenen Knotenpunkten der Karawanenstraßen auf diese Rauschgiftkapseln untersucht. Hier wird seit Jahrhunderten geschmuggelt. Gleich, ob Sklaven oder Rauschgift. Jedoch immer bringt dieser Handel unendliches Leid über viele Menschen.

Am anderen Tage setzte unser Dampfer die Reise nach Dschibuti, der Hafenstadt in Französisch-Somaliland, fort. Von hier aus

Fahrt glücklich hinter uns hatten und auf dem Bahnhof von Addis Abeba mit großem Hallo von unseren Freunden empfangen wurden. Das Wiedersehen mußte natürlich gefeiert werden. Bis in die späte Nacht tauschten wir, auf dem Dachgarten des Hotels sitzend, unsere Erlebnisse während der Zeit der Trennung aus. Es war ein schönes Gefühl, wieder beim „alten Haufen“ zu sein, und alle brannten darauf, bald an die Arbeit gehen zu können. Als wir uns zur Ruhe niederlegten, leuchtete über uns am nächtlichen Himmel noch immer das „Kreuz des Südens“, jene auffallenden Sterne, die auf der südlichen Erdkugel die Nacht erhellen. Oft noch sah ich zu ihnen hinauf.

